

Tomica Šćavina

Das Zimmer auf dem Meeresgrund

(Roman)

Übersetzt aus dem Kroatischen von Blažena Radas



KAVLAZ – Drache, der sich von unfertigen Geschichten ernährt, ist aber kein Märchenwesen. Es ist das schwerste Geschöpf auf der Erde.

– Ich kann nicht glauben, dass er mir das angetan hat – sagte Santino und polierte eine Gabel. Seine Bewegungen sind fahrig, seine Augen blau und zu hell, so als ob ein Kind beim Malen sich vertan und dann versucht hätte, sie mit einem Radiergummi auszuradieren.

– Was soll ich mit dir machen?

Er zuckt mit den Schultern.

– Ich meine, du bist ja nicht schuld – seufzt er und wirft die Gabel zu den anderen.

Ich weiß, dass ich nicht schuld bin. Der Geschäftsführer hat mich engagiert, eine Hilfskellnerin, die heute ihren ersten Tag hat, die noch nie auf einem Seeschiff war und die keine Ahnung von der Gastronomie hat.

– Das kriegen wir schon hin – sage ich zu ihm.

– Das kriegst du schon hin – entgegnete er.

Unter unseren Füßen ist ein dunkelroter, von winzigen grauen Kronen übersäter Teppich, über unseren Köpfen wölben sich goldfarbene Bögen, die sich zu einem Kristalleuchter vereinen. Hier bin ich gelandet. In diesem riesigen Raum, dem *dining room*, einem Restaurant für zweitausend Menschen. Zwischen runden Tischen mit weißen Tischdecken, um die herum Kellner und Aushilfskräfte aller Hautfarben schwirren. Von uns zweihundert sind nur zehn Frauen.

Während hinter dem runden Fenster die Dämmerung die dunkle Bucht des Golfs von Mexiko einfärbte, lauschte ich dem gedämpften Brummen der Schiffsmotoren und bewege meine Zehen in den neuen schwarzen Schuhen, die aussehen wie aufgedunsene Käfer. Sogenannte Sicherheitsschuhe. Rutschfeste Schuhe.

– Woher kommst du? – frage ich Santino und versuche zwischen uns eine Kommunikationsbrücke zu bauen.

– Aus Argentinien. Du?

– Aus Kroatien.

– Dann ist es dort also auch Scheiße.

– Wie meinst du das?

– Sieh dich doch um – er machte eine Kopfbewegung in Richtung Nebentische, um die herum dunkel-

häutige Kellner und Hilfskräfte eilten – Indien, Philippinen, Trinidad und Tobago... Alles beschissene Länder. Manche verirren sich hierher. Hast du dich verirrt?

– Verirrt? Ich wiederholte das Wort, fast ohne die Lippen zu bewegen.

– Verirrt, verirrt... Schönes Wort, flattert unter dem Gaumen wie eine Fahne.

– Also, ein Mädchen wie du, etwas über einen Meter groß...

Ich betrachtete meine Hände und Füße. Ich bin wirklich gegangen. Ich trage wirklich diese schwarze Hose, eine weiße Bluse und ein zu großes Gilet mit einer aufgestickten amerikanischen Flagge. In der runden Fensterscheibe sehe ich aus wie ein Geist, der in einer großen, in goldene Niete eingefassten Seifenblase schwebt, aber ich bin wohl wirklich. Wenn auch dünn. Mein kurzes schwarzes Haar sieht aus wie wildes Ge-kritzel.

Aus einer Tüte auf dem Rollschrank hole ich eine Perücke und ziehe das glatte blonde Haar zurecht, das mir bis unter das Kinn reicht.

– Das ist eine gute Idee – sagt Santino und poliert weiter die Gabeln. Nimm das da weg, das gehört nicht zur Uniform – fügt er hinzu und zeigt auf die Schweißbänder an meinen Handgelenken. – Die helfen dir nicht. Dieser Job killt – seufzt er. – Schau dir den dort an – er zeigt auf einen knochigen dunkelhäutigen Kellner, dessen rechtes Schulterblatt aus dem Rücken herausragt. – Der macht diesen Job schon fünfzehn Jahre.

– Was ist mit seinem Rücken?

– Was mit ihm ist? – er sieht mich mit seinen blechblauen Augen an, in denen ich buchstäblich sehen kann, wie eine vor langer Zeit verlorene Murmel gegen die Scheibe schlägt und endlos wiederhallt. – Hast du vielleicht gedacht, das hier ist ein Picknick?

– Kommt das davon?... – Ich zeige auf ein großes, dunkelbraunes, ellipsenförmiges Tablett, das auf einem Serviertisch liegt.

Auf dieses Tablett kommen die Teller für die Hauptspeise, die Suppe und den Salat. Pyramiden von Tassen und Alleen von Gläsern. Ein Plastik-Besteckkasten, aus dem Gabeln, Messer, Ess- und Teelöffel, große und Dessertgabeln ragen. Um dieses Gewicht zu heben, muss man in die Hocke gehen, den Tabletttrand auf der rechten Schulter ablegen, sich gerade aufrichten und die Tablettmitte mit der Handinnenfläche stützend in die Richtung eilen, die der Kellner dir vorgibt. Das haben wir in dem Kurs geübt, den ich vor dem Anheuern gemacht habe. Der Kurs bestand aus fünf Treffen, von denen drei abgesagt wurden. Wir haben mit leeren Tablett geübt.

– Frauen arbeiten hier erst seit zwei Jahren – sagt er.

In seinem kaltblauen Blick flackert ein Fünkchen Mitleid auf.

– Komm, verbring deine letzten freien Momente in Ruhe – er zeigt in Richtung Fenster. – Setz dich und schau dir den Sonnenuntergang an. In fünf Minuten hält der Geschäftsführer eine Motivationsrede.

– Motivationsrede?

– Das müssen wir uns jede Woche anhören. Gestern war ein Wechsel bei den Geschäftsführern. Unser David ist zurück – er lacht und kratzt sich mit der Gabel hinter dem Ohr. – David mit seinen tollen Ideen.

– Mit welchen Ideen?

– Tja, also – er sah mich über der Schulter an. – Du bist seine Idee. Du bist hier mit mir und sollst mir helfen, dabei bist du überhaupt nicht geschult. Du wirst arbeiten, aber du hast keine Ahnung, was du machen sollst. Ich weiß nicht, für wen es schlimmer ist, für dich oder mich.

Er streckt seine Arme nach oben und macht kreisende Bewegungen nach hinten, lockert seine Schulterblätter.

– Deshalb sage ich dir... Geh und schau dir den Sonnenuntergang an. Du hast noch fünf Minuten. Vergiss nicht, wie es ist, Ruhe zu haben – sagt er, hält die Arme in der Luft und blinzelt, als rieb in seinem Auge ein scharfkantiges Steinchen der Erinnerung.

Während ich dem Klappern des Bestecks und dem dumpfen Brummen der Schiffsmotoren lausche, sieht mich mein durchsichtiges Gesicht, eingeschlossen in der Fensterscheibe, an und fragt: *Hast du dich verirrt?*

Ich war aus Zagreb gekommen, landete in Houston, heuerte in Galvestone an, und da bin ich im Golf von Mexiko, auf einem vierstöckigen Kreuzfahrtschiff mit zweitausend Passagieren und wer weiß wie vielen Matrosen, Kellnern, Maschinenbauern, Putzfrauen, Köchen, Schauspielern, Ärzten, Croupiers. Auf dem Schiff sind Restaurants, Schwimmbäder, ein Kino, ein Theater, ein Nachtclub, ein Casino, sogar ein Gefängnis, das im Grunde ein kleiner mit Schaumstoff ausgelegter Raum ist, in den man einmal einen braunhaarigen Mann unbekanntens Namens gesperrt hat, weil er sich mit dem Koch geprügelt und ihm ins Kinn gebissen hatte.

Habe ich mich verirrt?

Verirrt, verirrt... Ich befühle dieses Wort unter dem Gaumen wie ein Bonbon. Es klingt, als hätte Tea es erfunden.

– Los – Santino reißt mich aus meinen Gedanken. – Der Clown ist da – er macht das Geschirrtuch am Gürtel fest und zieht mich am Ärmel.

Wir bahnen uns einen Weg durch das bunte Gewühl der Kellner und Hilfskellner, die Stühle vorziehen

und sich um eine graue Gestalt mit Brille setzen. Direkt neben ihn setzen sich zwei Inder und ein hellhäutiger Riese.

- Der Glatzkopf ist dein paezano - flüstert mir Santino zu, zeigt auf den Langen und setzt sich auf den Stuhl neben mir.

- Was heißt das?

- Das heißt, dass er aus deinem Land kommt.

- Aha, ein Landsmann, Kroate. Meinst du das?

- Ja, paezano. Ajgor.

- Igor?

- Ajgor. Arschkriecher. Das sind alles Arschkriecher.

- Sind das unsere Chefs?

- Ja, das ist dieses Schiffspyramide. An unterster Stelle sind die Hilfskellner, dann kommen die Kellner, dann die Oberkellner, dann die Geschäftsführer.

- Guten Abend, alle zusammen! - ruft David theatralisch und breitet die Arme aus.

- Die Oberkellner klatschen, nach ihnen klatschen auch alle anderen, mich eingeschlossen.

- Ihr hattet noch eine erfolgreiche Woche, stimmt's?

- Jaaa!

- Wir haben noch eine erfolgreiche Woche vor uns, stimmt's?

- Jaaa!

- Ich schalte ab. Ich kann mir das nicht anhören.

Während er erzählt, dass wir einander helfen müssen und dass wir alle eine große Familie sind, starre ich auf den Kristalleuchter und denke darüber nach, ob meine Mitbewohnerin von den Philippinen und ich uns gleichzeitig in unserer Kabine bewegen können, die wie ein Plastikbadezimmer aussieht mit eingebautem Stockbett. Ich denke darüber nach, dass ich das Flugticket bezahlen, eine Kautions von 500 Dollar für die Rückfahrt hinterlassen, zwei Blusen, zwei Hosen und Sicherheitsschuhe kaufen musste, von denen ich jetzt schon Blasen bekommen habe.

- *We love you, maaan!* - ruft David plötzlich.

Alle klatschen. Ich klatsche auch.

- Das sagt er am Ende jeder Motivationsrede - murmelt Santino und klatscht schlaff Beifall. - Das ist sein ... wie sagt man... Motivationsspruch, anspornende Begrüßung, sowas. Er will damit sagen, dass man

dem Gast mit weit geöffneten Armen entgegenkommen muss, so als ob du sagtest *we love you, maaan!*

– Schrecklich.

– Schrecklich? Tja, du hast dich hierher verirrt – sagt er und sieht mich von der Seite an. – Was bist du von Beruf?

– Nichts.

– Wie, nichts?

– Ich bin auf das Gymnasium gegangen, aber in Kroatien hat man nach dem Gymnasium keinen Beruf.

Du musst an die Uni gehen.

– Ok, und? Warum bist du dann nicht an die Uni gegangen?

– Ich bin nicht der Lerner-Typ – entgegne ich leise.

– Warum bist du dann aufs Gymnasium? Warum hast du nicht Kellnerin gelernt?

Ich stehe auf und stelle den Stuhl zurück.

– Das hat mir noch nie gefallen.

– Wie bist du überhaupt hier gelandet?

Ich tu so, als hätte ich ihn nicht gehört.

– Siehst du die Niederländerin dort? Sie ist hier, weil sie einen BMW kaufen will. Und schau mal dort, der Kleine ist Brite. Das sind die einzigen.

– Die einzigen?

– Die einzigen, die sich hierher verirrt haben. Alle anderen sind hier wegen Hunger, Armut – er hält inne und kratzt sich am Kopf – oder Angst. Mich zum Beispiel... mich... – er beugt sich zu meinem Ohr hinab – mich sucht die Polizei.

– Wirklich? – ich weiche zurück. – Warum?

– Keine Angst, ich bin doch nicht kriminell.

– Warum sucht dich die Polizei?

– Weil ich Gas geschmuggelt habe.

– Gas? Wo?

– Von Uruguay nach Paraguay. Und du? – fragt er. – Warum bist du hier?

– Ich... Ich habe eine Abwechslung gebraucht – sage ich.

– Du bist verrückt – er fuchtelt mit dem Geschirrtuch in der Luft, als hätte er damit eine andere Wirklichkeit geöffnet, die Tür zum Restaurant geht auf und Gäste strömen hinein.

Ich richte meine Perücke und nehme aus meiner Tasche ein Papier mit einer Liste von Salatsoßen.

– Wir sind fertig – seufzt Santino.

Soße *Tausend Augen*: Sahne, Senf, Ketchup, Salz, Balsamico, Olivenöl, Mayonnaise, Knoblauch. *Cäsar-Soße*: Zitrone, Senf, Sardellenpaste, Worcestersoße, Knoblauch, Olivenöl, saure Sahne, Salz und Pfeffer.

– Muss ich das wirklich alles auswendig können? – frage ich und starre auf das Papier, auf dem die Zutaten von mindestens fünf anderen Soßen stehen.

Er hört mich nicht, begrüßt die Gäste.

Das Geplapper klingt wie eine Menge Kaugummistimmen. Texaner. Angeblich nette und großzügige Leute.

– Was stehst du so versteinert da? – fragt Santino. – Geh von Tisch zu Tisch, stell dich vor und frag, was sie trinken wollen.

Ich begrüße sie, stelle mich vor und wiederhole den blöden Satz: *Guten Abend, ich bin Dzana, ich komme aus Kroatien und kümmere mich um Ihre Getränke und Salatsoßen.*

Kroatien halten sie meistens für einen Teil der ehemaligen Sowjetunion, Dzana sprechen sie wie Dzajna aus und darüber lachen wir alle.

Ich notiere mir Mineralwasser, Säfte, Cola light.

Erster Tisch, zweiter, dritter.

Santino dreht den Kopf und zeigt auf die Uhr.

Vierter Tisch, fünfter, sechster.

Jetzt steht er schon neben unserem Servierwagen und flucht leise.

Was ist los?

– Worüber redest du mit ihnen? Über Umweltschutz oder Politik? Spinnst du? Du bist zu langsam!

– Wo ist das Wasser? – frage ich.

– Das Wasser ist deine Aufgabe, nicht meine.

– Aber gerade war es noch da. Die Gäste sind durstig...

– Dzana – er steht ganz dicht neben mir. – Jemand hat dein Wasser geklaut.

– Das verstehe ich nicht.

– Was verstehst du nicht? Vielleicht der da – sagt er und zeigt auf einen pausbäckigen Türken. – Oder der dort – zeigt auf einen Inder, der seinen Gästen gerade Wasser einschenkt. – Jetzt musst du von jemandem Wasser stehlen.

- Wie bitte?
- Klau das Wasser.
- Nein. Ich hol neues Wasser.
- Du hast keine Zeit, deine Gäste sind durstig.

Ich sehe zur weit entfernten Tür, hinter der ich noch nicht war. Dort ist der Maschinenraum dieses Restaurants: Geschirrspülanlage, Küche, Vorratskammer.

Er hat recht. Bis ich zur Stelle mit dem Trinkwasser gerannt wäre, zur Eismaschine und zurück...

Santino presst seine Kiefer zusammen, wendet sich kurz nach links und rechts, geht zum nächsten Servierwagen, und klaut ganz natürlich, als würde er tanzen, einen Wasserkrug. Er drückt ihn mir in die Hand und macht meine Ärmel nass.

- Diesmal habe ich das für dich gemacht, nächstes Mal bist du dran.
- Er sieht mir in die Augen und sein blecherner Blick peitscht in mein Gesicht wie ein kalter Durchzug.
- Und was, wenn nicht?
- Wenn nicht, dann kannst du gehen. Dann übersteht du das nicht.
- Das hier *überstehen* bedeutet ... was? Klauen, ein Arschloch werden?
- Willst du damit sagen, dass ich ein Arschloch bin? – er steht dicht vor mir.
- Geh weg – ich stoße ihn weg.
- Wieso? Stinke ich?
- Santino, versuch mich doch zu verstehen...
- Wenn du freundlich bist, werden sie dich nur auslachen. Du musst sie fertig machen.
- Wovon redest du?! – Ich unterdrücke ein Schreien. – Ich soll einen Mann fertig machen wegen eines

Wasserkrugs?

- Du hältst es nicht lange aus – er verdreht den Kopf, legt das Tablett auf seine Hand und verschwindet.
- Ein Gast winkt mir zu. Ich lese an seinen Lippen ab: Wasser.
- Ich schaue auf die leere Ablage im Wagen.
- Wo sind meine Gläser?
- Ich hatte mindestens fünf.
- Das haben sie auch geklaut? – murmele ich zu mir selbst.
- Der Inder neben mir mustert mich und grinst. Seine Gäste unterhalten sich mit Gläsern in den Händen.
- Entschuldigung, Wasser bitte! – meldet sich der Gast.

Ein Rollwagen in der Nähe ist ohne Aufsicht. Was soll ich tun? Soll ich sie nehmen?

– Hast du meine Gläser gestohlen? – rufe ich dem Inder zu.

– Ich? – gibt er sich beleidigt. – Natürlich nicht – er zwinkert seinem Kellner zu und beide lachen.

– Idioten – murmle ich, nehme das Tablett und den Wasserkrug und mache mich auf die Suche nach den Gläsern.

Ich gelange in einen unübersichtlichen türkisfarbenen Raum voller Dunst, schwitzender Kellner und deren Helfern, die mit Tablett umherrennen, auf denen sie Getränke tragen, Salate und Wasserkrüge. Der Lärm ist unerträglich. Tellerklappern, Zurufe in unerkennbaren Sprachen, Wasserstrahlen, das Rattern der Eisautomaten.

Ich stopfe mir Serviettenteile in die Ohren und rase auf den rutschigen weißen Fliesen auf der Suche nach einem freundlichen Gesicht. Ich packe einen blassen Jungen am Ärmel, der aus einem Automaten Coca-Cola ausschenkt.

– Wo kriege ich Gläser her?

– Es gibt keine Gläser – erwidert er ohne mich anzusehen. – Bist du neu?

– Ja.

– Er schüttelt den Kopf und geht.

Santino eilt an mir vorbei. Auf der Schulter trägt er ein Tablett mit Salaten.

– Wie!? Hast du die Getränke noch nicht serviert? – ruft er, ohne stehen zu bleiben. – Und was ist mit den Salatsoßen?!

Ich spüre ein starkes Brennen über der rechten Ferse. Ich lege das Tablett mit dem Wasserkrug auf dem Eisautomaten ab, lehne mich an die feuchte Tür eines riesigen Kühlschranks, sinke in die Hocke und ziehe den Sicherheitsschuh aus. Der Knöchel über der Ferse ist blutig.

Ich wische mir den Schweiß von der Stirn ab, der unter der Perücke hinabrinnt und tupfe mit der Serviette das dickflüssige, geronnene Blut auf der aufgerissenen Haut ab. Stülpe den Strumpf drüber und ziehe den verdammten Sicherheitsschuh wieder an. Es brennt. Das Papier mit den Bestellungen fällt auf die feuchten Fliesen und meine Tabelle verwandelt sich schnell in einen hässlichen dunkelblauen Fleck.

– Mist – zische ich, nehme das nasse Papier vom Boden und greife nach meinem Tablett. Meine Hand bleibt in der Luft. Kein Krug und kein Tablett.

LIDOR – Kompass aus Knochen eines unbekanntes Tiers, das noch nie im Norden war.

Liebe Tea,

ich muss dir schreiben, ich muss Zeit mit meinen Händen einfangen und mich darin waschen. Ich verliere mich in einer endlosen Reihe von Metallgängen und Plastikräumen, die sie als Seeschiff bezeichnen. Ich muss in die Tiefe gehen, denn die Flachheit wird mein Herz in einen hässlichen Rorschach-Flecken bügeln, in dem jeder sehen kann, was er will – einen Spatzen in der Luft, den haarigen Fuß eines Urmenschen, das Profil der verstorbenen Großmutter. Ich bin in einen Lebensmixer geraten und wenn dieser Mixer verschlossen ist, bin ich erledigt. Während ich dir schreibe, gibt es einen Ausweg, der Mixer hat keinen Deckel, und Ausrufe- und Fragezeichen, aufgerissene Sätze und dumpfes Schweigen spritzen frei heraus. Ich schreibe dir, bevor die Müdigkeit mein Gehirn zudrückt und das Bewusstsein herauspresst. Das Hirn als Zitrone, das Bewusstsein als Zitronensaft. Die Ohnmacht ist eine Art Limonade. Hast du das nicht gewusst? Dann weißt du es jetzt. Aber was willst du damit anfangen, du bist sowieso tot, dein Bewusstsein ist unwiederbringlich ausgepresst. Auch ich bin auf eine bestimmte Weise tot. Ich bin die schnellste Tote auf der Welt. Ich renne, bediene die Gäste, ich lächle sogar. Der Mund verzieht sich in Millisekunden zu einem Lächeln und dann entspannt er sich plötzlich. Man sagt, dass wir im Gesicht dreiundvierzig Muskeln haben. Heute haben sich bei mir einige davon losgerissen. Sie haben die Haut angehoben und sind an meinem Hals in die Nacht hinabgeglitten, als kröchen sie unter der Decke heraus.

Ich bin in der Kabine, ich sitze auf der oberen Liege des Stockbetts, zwischen den Zähnen halte ich eine kleine Lampe fest, in der Hand einen Kugelschreiber mit dem Wappen des Unternehmens. Marissa schläft, ich weiß, ich sollte das auch, aber ich brauche noch mindestens ein paar Minuten.

Wie lang ist eine Minute? Willst du sie für uns ausdehnen?

Erinnerst du dich, als wir in der dritten Klassen lernten, die Uhr zu lesen? Wir übten mit dem runden Kartongesicht mit dem schwarzen Schnurrbart, der die Zeiger darstellte. Wir drehten den Schnurrbart und lernten, dass die Zeit keine unsichtbare Haut des Raums ist, sondern der Spalt zwischen Schnurrbarthaaren eines Papiergesichts. Sie diktierten uns die Zeit und das bezwang unsere Gedanken und wir fingen an zu verstehen, dass wir um sechs aufhören mussten, vor dem Haus zu spielen und zum Abendessen nach Hause rennen. Wer

hätte gedacht, dass ein Karton-Schnauzer eigentlich der verlängerte Arm des mütterlichen Kochlöffels ist, der die Zeit bändigte.

Bevor die Zeit einen Schnurrbart bekam, war eine halbe Stunde eine Ewigkeit, und die Straße, in der wir spielten, war endlos. Während wir in Pfützen sprangen und Kirschkerne auf den Asphalt spuckten, war der Himmel so nah, dass unsere Echos zurückhallten. Die Zeit trug uns durch den Raum und wir waren kleine volle Segel dieser Welt.

Die Minute ist vorbei.

Dzana

JASVAL – Luftblase der Kindheit, die unter der Haut wabert und den Raum um eine Nuance heller macht. Entsteht unerwartet, aus der Tiefe der Sehnsucht oder der Verzweiflung.

Plitsch-platsch, plitsch-platsch... Ich kann nicht einschlafen. Wegen des Brummens des Motors und der klatschenden Wellen habe ich das Gefühl, nicht unter Deck zu sein sondern in einer Waschmaschine. *Plitsch-platsch, plitsch-platsch...* Im Bett unter mir stöhnen meine Zimmernachbarin Marissa und ihr Liebhaber aus Rumänien leise und schmatzen, als hätten sie den Mund voll mit halb abgebrochenen Gummibonbons. Ich drehe mich um und schwitze, während vor meinem inneren Auge Bilder des vorigen Abends ablaufen: die Gesichter der Gäste, Salatsößen, Geschirrberge mit zerdrückten Essensresten. Ich fühle mich schmutzig, obwohl ich eine halbe Stunde geduscht habe. Aus der Tiefe meiner Seele dringt der Geruch von Ketschup.

Plitsch-platsch, plitsch-platsch... Die Gäste waren unzufrieden, sie haben fast eine halbe Stunde auf die Getränke gewartet. Einer Frau, die koffeinfreien Kaffee wollte, habe ich aus Versehen normalen Kaffee gebracht, sodass ihr Bluthochdruck in die Höhe schnellte und ihr Herz raste. Ich habe achtzehn Teller zerbrochen. Sie sind mir einfach vom Tablett gerutscht. Alle haben sich zu mir gedreht und applaudiert. So macht man das hier, wenn jemand etwas zerbricht, dann klatschen die Leute, um die Katastrophe zu verdecken. Das war der schönste Teil des Abends.

Unter anderem habe ich den Teller-König kennengelernt, einen riesigen Schwarzen mit vor Dampf blut-

unterlaufenen Augen, der aus der Spülmaschine heiße Teller holte und sie mir in die Hand drückte. Ich schrie auf und ließ sie fallen, diesmal bekam ich keinen Applaus.

Bis zum Ende des Abends war Santino nicht ansprechbar. Ich humpelte. Das Blut rann an den Rändern der Sicherheitsschuhe hinab, meine Finger klebten wegen der Cola light, der Pfefferminzbonbons und des Käsekuchens.

Plitsch-platsch, plitsch-platsch... Aha, sie sind bald soweit. Marissa spielt einen Orgasmus vor und der Rumäne macht naiv mit. Dummkopf. Hört er denn nicht, dass ihr „Ah, Ah, Ah“ wie eine Mücke klingt, die gegen die Scheibe fliegt?

Plitsch-platsch, plitsch-platsch... Von irgendwoher spüre ich einen kalten Lufthauch. Muss die Klimaanlage sein. Ich drehe mich zur Seite und ziehe ein steifes Laken über meinen Kopf, das einen sterilen Geruch hat, wie Schwimmbadwasser. Marissa und der Rumäne wälzen sich und lachen, rascheln mit Papiertaschentüchern. Eine Zeit lang schweigen sie, der Rumäne steht dann auf, stolpert, flucht leise, entschuldigt sich und geht.

Plitsch-platsch, plitsch-platsch... Gestern sind ein Mädchen aus Chile und ein Junge aus Südafrika von Bord gegangen und nach Hause geflogen. Sie waren eine Woche auf dem Schiff und fuhren auf eigene Kosten nach Hause. Bei ihr ist eine Vene am Fußknöchel geplatzt und er hat seine Schulter ausgerenkt. Was wird mir passieren? Außer dass mir die Sicherheitsschuhe die Fersen abnagen und die geklauten Gläser, Tassen und Wasserkrüge meine Moral auf die Stärke von Klopapier senken werden?

Plitsch-platsch, plitsch-platsch... Das Heranklatschen der Welle stört meinen Halbschlaf, im Kopf schwirren die Ränder des Tages. Vor meinen Augen taucht ein großer blauer Eimer mit Essensresten auf: Lammrippchen, die aus dem Tiramisu ragen, das in einem Gemisch aus Coca-Cola, Kaffee, Milch und Orangensaft zerfließt.

Ich wälze mich im Bett, zerknittere das steife Laken.

Plitsch-platsch, plitsch-platsch... Ich muss schlafen. Ich muss schlafen. Ich muss...

Zu lautes Vogelgezwitscher reißt mich aus dem Schlaf. Ich befühle die Plastikwand neben dem Kissen, drücke auf den Lichtschalter.

– Was ist das?... murmle ich mit trockenem Hals und huste.

Marissa steht auf und bringt die Vögel zum Schweigen. Ich betrachte sie von oben, vom oberen Bett.

– Ist denn schon Morgen? – sage ich heiser.

Sie nickt und lächelt. Für einen Moment denke ich, dass ihr Lächeln natürlich ist, aber sie stellt es bald

wieder ab, wie eine Zigarette im Wasser. Ich versuche aufzustehen, ohne meine entzündeten Muskel zu sehr anzuspinnen, während Marissa ihre Sachen zusammenpackt und in die Duschkabine geht.

Alles tut weh, mein Hals, mein Kopf und die blutigen Blasen. Ich steige vom oberen Bett herunter und ziehe meine schwarze weite Hose an. Ich sehe aus wie Charlie Chaplin, aber das stört mich nicht. Es ist mir auch egal, dass an meinem Knie ein gelber Fleck ist in Form einer Ballerina. Mich beunruhigt, dass mir wirklich schlecht ist, und ich muss mich waschen, die Zähne putzen und in fünfzehn Minuten in der *Windigen Umarmung* sein. Ich weiß nicht einmal, was das genau sein soll. Ich weiß nur, dass es im vierten Stock ist und dass dort die Gäste frühstücken.

Ich schließe meine Augen und reibe mein Gesicht.

- Geht es dir gut? - fragt Marissa, als sie aus der Duschkabine kommt.

Das nasse schwarze Haar fällt auf das weiße Handtuch, das sie um den Körper geschlungen hat. Ihr Teint ist vom Sex glänzend, die Augen ausdruckslos, wie zwei kleine Brunnen, in denen sich alle Ohnmacht der Welt verhärtet hat.

- Ich glaube, die Klimaanlage hat mich krank gemacht. Ich kann kaum schlucken.

- Vielleicht solltest du zum Arzt gehen.

- Zum Arzt?

- Na klar, warum nicht. In der *Windigen Umarmung* gibt sowieso niemand *tip*, Trinkgeld.

Trinkgeld. Der Grund, warum ich hier bin. Auf Englisch klingt es so harmlos, in meiner Sprache eklig: Trinkgeld. Eine Art flüssiges Geld.

- Wir bekommen Trinkgeld also nur im Restaurant?

- Ja. Hat dir das niemand erklärt? - fragt sie und zieht die Unterhosen unter dem Handtuch an.

- Niemand hat mir etwas erklärt - presse ich durch den trockenen Hals hervor und huste.

Ich lehne mich an die Tür zum Badezimmer und sehe mich in unserer grau-grünen Plastik-Kabine ohne Fenster um. Ich habe das Gefühl, dass sich das Plastik in meinen Körper geschlichen hat, durch meine Adern fließt und mich von innen überflutet.

Das Klatschen der Wellen und Brummen der Motoren sind immer noch zu hören.

- Wann legen wir endlich an? - frage ich und betrete die Duschkabine, lasse dabei die Tür offen.

- Heute Mittag.

- Was kommt zuerst? Key West?

- Ja, zuerst Florida, dann Grand Canyon, dann Cozumel.

- Cozumel ist in Mexiko? – frage ich, während ich mir Wasser ins Gesicht spritze.
- Ja. Wir müssen uns beeilen, Dze... Entschuldige, ich habe deinen Namen vergessen.
- Dzana – antworte ich und befühle mein geschwollenes Gesicht mit dem Handtuch.
- Um halb sieben ist der *Check-in*.
- *Check-in*?
- Ja, du musst dich beim Geschäftsführer in der *Windigen Umarmung* melden. Aber wenn du zum Arzt willst, sage ich ihm, dass du etwas später kommst.
- Ich nähere mich dem Spiegel, der über dem winzigen grauen Plastikwaschbecken hängt, öffne den Mund und sehe tief in meinen Rachen. Die roten geschwollene Mandeln erinnern mich an Frikadellen in Tomatensoße.
- Mir ist schlecht.
- Ich taste meinen Hals ab, unter dem Kinn.
- Scheiß Schiff und Klimaanlage – sage ich auf Kroatisch.
- Ha?
- Nichts. Ich gehe zum Arzt. Wo ist die Ambulanz?
- Du gehst in den Lift links, steigst auf Deck Nummer eins aus, neben dem *gift shop*, gehst du die Treppe runter und ...
- Moment, Moment... Ich kann mich im Raum nicht orientieren. Wohin soll ich gehen?
- Sie macht den Fön an und wiederholt denselben Satz, während sie ihre Haare trocknet, dann fügt sie noch einige Gänge hinzu und Abbiegungen. Ich seufze, binde meine Schürze um und gehe in Richtung unbekannt.

LATEMTA – die Suche nach dem eigenen Rücken, der wie eine Fatamorgana an den am wenigsten erwarteten Stellen auftaucht.

Liebe Tea,

an allem sind große Worte schuld. Nation, Territorium, bewaffnete Konflikte. In jedes große Wort ist so

viel Wirklichkeit gepresst. In die Nation sind alle Menschen gequetscht mit ihrem Lieblingsfrühstück, ihrem verhassten Job, ihren Kindern, die sie in ihren Zimmern, Häusern, im Urlaub mit oder ohne Haustiere anschreien oder nicht anschreien. In Territorium steckt all die trockene und feuchte Erde voller Würmer, Steine oder Wurzeln, Hügel, Flüsse, Berge oder Lichtungen, wintergrüne oder Laubbäume, umgeben von Dickicht, Pilzen und winzigen Nagetieren, die ganz andere Leben leben. In bewaffneten Konflikten stecken alle getöteten jungen Männer und ihre Soldaten-Freunde, die ihre Körper aufsammeln, die zerstörten und niedergebrannten Häuser, Vergewaltigungen, Hunger, Hoffnungslosigkeit und all die Nächte, in denen die Sterne sicher sind, auch wenn sie zittern, als hätten sie Angst.

Politiker sprechen große Worte mit Leichtigkeit aus, als hätten sie ein Recht auf all das, was sie repräsentieren und was ihnen für immer unbekannt bleiben wird. Wenn es ihnen nicht gelingt, sich mit großen Worten durchzusetzen, dann greifen sie nach den Körpern der Soldaten. Die Schwäche großer Worte wird in der Zahl junger toter Körper gemessen.

Wer glaubt, dass große Worte wahr sind, ist verrückt. Nur wer sich das Recht nimmt, Worte zu schöpfen, weiß, dass jedes Wort eine Lüge ist, das aus dem Unvermögen, wahr zu sein, die Wahrheit vorspielt. Nur wer sich das Recht nimmt, Worte zu schöpfen, hat sich ein Recht auf die Lüge genommen, die es ihm ermöglicht, endlich die Wahrheit zu sehen.

Dzana

HAJDNA – das Verbot von allem, was verletzt. Wird täglich von allen Baby gurgelnd, schreiend und weinend ausgesprochen, aber niemand versteht sie.

Tea,

manchmal stelle ich mir vor, dass wir unten sind, unter dem Meer, wir treffen uns. Du kommst aus einer Dunkelheit, ich aus einer anderen. Wir tauchen. Wir sind zu tief, aber in den Flaschen haben wir genug

Luft und in den Händen haben wir starke Lampen, mit denen man in der Dunkelheit Kreise zeichnen kann. Wir tauchen zu dem Schiffswrack aus dem Zweiten Weltkrieg, in dessen Unterdeck sich eine kleine, mit Muscheln und Algen bewachsene Kabine befindet. Wir setzen uns hinein, lauschen dem Rauschen unseres Atmens und betrachten im Licht der Lampen die Pracht der Blasen, die wie ein Schwarm silberner Medusen an die niedrige Kabinendecke steigen und dort einen Spiegel aus dünner Wasserhaut bilden.

Nur diese Szene, diese Begegnung im Zimmer am Meeresgrund, das ist alles, was ich habe. Dort können wir in der Sprache der Fische sprechen, uns in Sirenen verwandeln oder in gewöhnliche Frauen, die auf den Markt gehen, Kinder wickeln und die alles Leben um die nächste Begegnung unter dem Meer herum organisieren.

Wir können uns auf halbem Weg zwischen Leben und Tod treffen, einander unter die Haut schwimmen, können Reisende des versunkenen Kriegsschiffs sein und alle Zerstörungen überleben, die für uns gedacht waren.

Dzana

PAVATA – Erlaubnis, die eigentlich ein leeres Blatt Papier ist, auf das man schreiben kann, was man will. Es ist nur in Zeiten des Krieges in Umlauf.

Die ganze Nacht fallen Granaten. Wenn sie aufzischen, ist es gut, das bedeutet, dass sie über uns hinwegfliegen und weit weg einfallen werden.

Der Keller hat seit dem Krieg eine Verwandlung erfahren. Vor dem Krieg war er ein Ort, an dem zwei Arten von Dingen lebten: diejenigen, die selten benutzt werden und diejenigen, die verlassen sind. Der Krieg hat aus dem Keller einen Ort gemacht, in dem Menschen leben.

Außer im Keller ist es auch erlaubt, für kurze Zeit im WC zu leben, das sich im Erdgeschoss befindet. Jeder von uns rennt von Zeit zu Zeit dorthin und erledigt, was er muss, so schnell es geht. Manche machen das so schnell, dass sie die Spülung nicht ziehen oder das Pfeifen der Granaten unterbricht sie mitten im Wasserlassen, sodass sie auf dem Weg zurück in den Keller weiter pinkeln.

Alle paar Tage mache ich dieses WC sauber. Nicht weil ich das will. Oder weil ich das muss. Sondern um mich freizukaufen.

Es hilft mir gar nichts, dass du dich schuldig fühlst. Heute putzt du die Toilette und morgen verschwindest du wieder und ich weiß nicht, ob mein Kind lebt oder ob ich eine Leiche identifizieren soll.

Während ich ihr zuhöre, denke ich nur an einen Satz. *Mama, ich bin sechzehn. Wann soll ich leben, wenn nicht jetzt?*

Wir sitzen unten auf der Treppe, die in den Keller führt, wo sich vier alte Menschen befinden, fünf Frauen, sieben Kinder und ein Baby.

– Du musst im Keller sein und Punkt – sagt Mutter, dabei klingt das gar nicht so, als ob sie selbst an diesen Punkt glaubt.

Seit der Krieg begonnen hat, haben sich die Falten um den Mund nach unten verlängert, in ihrem Blick herrscht Ebbe. Ich will sie durchschütteln und sagen: *Mama, es ist Krieg, hey, Krieg. Wann wirst du leben, wenn nicht jetzt? Vergiss den Alten, vergiss den Bruder, vergiss mich. Wir sind alle erwachsen.*

Aber ich weiß, was dann kommen würde. *Erwachsen? Du bis nicht einmal volljährig.*

Stimmt, ich fühle mich erwachsener als Mutter. Ich habe sie im Alter schon längst überholt, um das zehnte Jahr herum. Und wenn das Kind in ihr sagt, dass ich im Keller sein soll, wie soll ich sie dann ernstnehmen?

Sobald ich das nächste Mal „auf die Toilette“ gehe, werde ich geschickt über den Zaun springen und in die Dämmerung rennen. Wenn die Granaten wieder pfeifen, gehe ich zuerst in Deckung und warte ab, bis es ruhiger wird, dann werde ich am Strand einen Joint rauchen und den flackernden Widerschein der Sonne auf der Meeresoberfläche betrachten.

In der Zwischenzeit werde ich an Stränden entlang laufen und Kieselsteine sammeln, die ich später aus meinen Taschen schütteln werde, weil sie das Laufen erschweren, während ich vor den Granaten fliehe. Ich werde den Grillen zuhören und lange schwarze haarige Raupen zertrampeln, die in Reihen auf dem Beton am Meer kriechen. Ich werde meine Jeans hochkrepeln, im flachen Wasser gehen und jedes Gefühl, jedes Bild und jeder Atem werden wichtig sein, denn wer weiß, vielleicht sind es die letzten.

Ich werde nicht in den Keller zurückgehen. Jedes Mal, wenn ich in den Keller gehe, tue ich das, als ob ich nie wieder zurückkommen würde. Denn im Krieg ist das in Ordnung. Weggehen und umkommen.